



IVONNE
HÜBNER

Die
Tuchhändlerin

ROMAN



DRYAS

Die Tuchhändlerin

Historischer Roman

von

Ivonne Hübner



Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

© Dryas Verlag

Herausgeber: Dryas Verlag, Frankfurt am Main,
gegr. in Mannheim.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Herstellung: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Korrektur: Birgit Rentz, Itzehoe

Umschlagabbildung: © Sophie Freiwald, Guter Punkt
unter Verwendung eines Motives von Petr Malyshev, Shutterstock,
eines Motives von Neuron Photo, Shutterstock und Motiven
von Hemera, Thinkstock

Abbildung „Frau mit Damastdecke“: © Nisimo - Fotolia.com

Hintergrund mit „Ornamenten“: © lienchen020_2 - Fotolia.com

Satz: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Palatino Linotype

Druck: CPI books GmbH, Ulm

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-45-9

www.dryas.de

Meinen Töchtern



Erster Teil

in dem erzählt wird,
wie ein Dorf von einer jungen Frau
an der Nase herumgeführt wird

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
ist dem Tode schon anheimgegeben,
wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
und doch wird er vor dem Tode beben,
wer die Schönheit angeschaut mit Augen!

August Graf von Platen



*Ein Dorf am Fuße des Zittauer Gebirges
Januar bis August 1830*

Luisa und Ludwig Treuentzien begruben Emil Wanger noch vor dem Frühstück. Emil Wanger war neunzehn Jahre alt geworden, hatte gerade die Gesellenprüfung bestanden.

Luisa und ihr Vater gehörten nicht zu denen, die sich vor Wangers Grab stellten, um andächtig hineinzublicken und Erde oder Trockenblumen auf den Totensack zu werfen. Sie gehörten nicht zu den Dutzenden Webern, die sich die Zehen anfroren und auch nicht zu den Textilfabrikanten, die der Beisetzung ganz fernblieben. Luisa und ihr Vater gehörten zu denen, die sich im Hintergrund hielten und sich alsbald vom Friedhof stahlen, um sich einem reichhaltigen Frühstück mit heißer Schokolade zu widmen. Der Tod war kein seltener Gast in einem harten Winter wie diesem und der Alltag ließ nicht viel Raum für Trauer. Schon gar nicht für Luisa und ihren Vater.

Es war Montag, und montags brachten die Weber die Ware ins Kontor. Leinen und Damaste. Luisa hatte die Auflagenbücher zu führen und machte sich ans Werk, um alles für die Warenannahme vorzubereiten. Wie sie es auf der Expedientenschule gelernt hatte, half sie ihrem Vater, die Weber, die vor dem Kontor von Export Treuentzien warteten, einen nach dem anderen abzufertigen.

Luisa zog das wollene Umschlagtuch bis in den Nacken. Sie durfte sich nicht erkälten, wenn ihr Vater morgen nach Dresden aufbrechen und sie in seiner Abwesenheit das Kontor übernehmen wollte. Rasch trat sie an den Instrumentenschrank. Vater nahm ihr die Utensilien ab,

die sie benötigten, um die Damaste der Weber auf ihre Qualität hin zu kontrollieren. Wortlos notierte Luisa die Gütekriterien, die er ihr zuraunte. Die Arbeit eines ganzen Winters, abgeurteilt zwischen fein gezogenen Graphit-Linien ihres Auflagenbuches.

Ein mangelhaftes Stück Tuch. Das erkannte Luisa sofort. Unregelmäßige Schussführung, schlampiger Fadenwechsel, sogar ein, zwei Fadenbrüche, mit nachlässigen Weberknoten geflickt. Sie hörte Vaters Zungenschmalzen, er nannte ihr die Summe, die sie aus der Kasse nehmen sollte. Sie stellte sein Urteil nicht infrage, sondern zählte siebzehn Taler ab. Kein leichter Tag für den Wanger. Sie hörte ihn seufzen.

„Papa!“ Luisa zupfte ihrem Vater am Ärmel und zog ihn ein Stück vom Warentisch weg, damit der Weber nicht belauschte, was sie flüsterte: „Lass ihm die zwanzig Taler, weil ihm doch der Junge gestorben ist.“ Sie beobachtete ihren Vater, der sich mit der Hand durch das Haar fuhr. Obwohl er nach außen hin ungerührt schien, war ihr Vater kein Unmensch.

Nicht an seine Tochter wandte er sich, sondern an den Weber: „Die Zeiten sind schlecht, Herr Wanger. Sagen Sie mir, wieso ich Ihnen zwanzig Taler für ein Tuch geben sollte, das nur siebzehn wert ist?“

Der Weber Albert Wanger antwortete nicht. Luisas Vater, der viel gerühmte Expedient Treuentzien, nickte wie ein Oberschullehrer. Fehlte nur noch das „Na bitte!“. Aber das sparte sich Ludwig Treuentzien. Stattdessen offenbarte er dem armen Mann, dass er keinen weiteren Auftrag für ihn habe. Er hob den Blick, der Wanger senkte den seinen. Und Luisa erkannte in der gebeugten Gestalt des Webers die Verzweiflung. Der Leichnam des Sohnes kaum mit Erde bedeckt, stürzte die ganze Familie in den Abgrund

der Arbeitslosigkeit. Luisa wusste, der Wanger würde sich auf Leinwand verdingen, wenn er keinen Damastauftrag bekam.

„Nun also hier ...“ Ihr Vater griff jetzt dergestalt in die Blehschatulle, dass die Münzen ordinär klimperten. „Zwanzig Taler, und nun fort mit Ihnen.“ Das meinte ihr Vater nicht böse, das wusste Luisa. Es klang auch nur gespielt barsch, eher väterlich. Der Weber, dirigiert vom Exporteur und seinesgleichen, verharrte auf seinem Flecken. Unangenehme Stille schob sich zwischen den Weber, den Expedienten und seine Tochter.

Luisa räusperte sich und rieb ihre Handflächen aneinander. „Wann wird sie niederkommen, Ihre Frau, Herr Wanger?“ Sie wusste, dass ihr Vater sie solch persönliche Fragen nicht gern an die Weber stellen hörte. Sie merkte sehr wohl, wie er schon wieder die Augenbrauen hochzog.

Jedenfalls kam der Weber nicht zum Antworten, denn ihr Vater sprach in mahnenden Worten: „Bei acht Kindern, Herr Wanger, und einem, das unterwegs ist, muss man gewissenhafter arbeiten!“

Der Weber nickte und schaute das Münztürmchen vor sich auf dem Tisch an. Zwanzig übereinander gestapelte silbern glänzende Scheibchen – so viel Geld. Für die Exporteure nicht den Löffel wert, den sie zum Munde führten. Und mit einem Male, als fiele von einem Nadelgeäst schwerer Schnee, der die Zweige emporschnellen und den Baum sich zu voller Größe und Pracht entfalten ließ, begradigte der Weber seinen gebeugten Rücken, sog Luft durch seine pfeifenden Lungen und nahm so viele Münzen mit Daumen und Zeigefinger auf, dass drei davon liegen blieben.

„Mmh, wer nicht will, der hat schon!“, sagte Luisas Vater,

als der Weber das Büro längst verlassen hatte. „Und wo die Häusler Weber bleiben, möchte ich auch gern wissen.“

Auch Luisa stellte sich diese Frage, aber Meister Friedrich Weber erschien nicht bis zum Mittag und auch nicht bis zur Vesper, und bevor es dunkel werden konnte, schlossen sie die Listen mit dickem Tintenstrich ab, verstaute die Auftragsbücher und machten sich auf den Weg entlang der Mandau ins Niederdorf.

„Werfen wir die Münze, Vater.“ Luisa stapfte neben ihrem Vater her und konnte mit ihren von Leder besohnten und mit Lammfell gefütterten Stiefeletten kaum Schritt halten. Die eisige Luft tat gut, erfrischte die Sinne. Es roch nach Torffeuern und Neuschnee und sie hörten das Vieh hinter dunklen Bohlenwänden scharren, während sie durchs Dorf gingen. Einer von ihnen musste zum Verleger gehen, der andere zu Meister Weber. Der Verleger wartete auf die Listen, Meister Weber auf den Anraunzer wegen der versäumten Abgabe.

Luisa klammerte sich an die Armbeuge ihres Vaters. Der hatte sehr schlechte Laune, weil seine Ware nicht vollständig war und weil ein Weber ihm die Stirn geboten hatte. Morgen in aller Herrgottsfrühe sollte die Ware nach Dresden gehen und Säumnisse waren nicht vorgesehen. „Wie ich das hasse! Es ist immer dasselbe mit denen! Ich bin für den Versand, den Export der Ware zuständig, nicht fürs Antreiben und Maßregeln. Ich bin der Expeditieur, nicht das Kindermädchen.“

„Glaub mir, Vater, die Weber haben keine Kindermädchen.“

Vor ihnen scheute ein Brauereipferd, als sie vom Oberen Mandauweg vom Fluss weg auf die Hauptstraße bogen. Luisa glitt auf den rutschigen Ledersohlen aus und musste

vom Vater aufgefangen werden, um nicht zu stürzen. Der Kutscher rief eine Entschuldigung über seine Schulter. Er hatte zu tun, das Pferd im Zaum zu halten. Ihr Vater murmelte wütend: „Die Wege vom Eise befreien tun die nicht. Weben tun die nicht! Was tun die überhaupt? Ich hasse es, zu ihnen gehen zu müssen wie ein Bittsteller.“

„So lass uns doch die Münze werfen.“

Seine Lachfältchen erwärmten sie. Er griff in seine Manteltasche und förderte einen Dreikreuzer zutage. „Wappen oder Zahl, Luisa? Wappen heißt Liebig, Zahl heißt Familie Weber.“

„Zahl.“

„So, so.“ Ein interessierter Augenaufschlag seitens des Vaters. Sie liebte kleine Spielchen. Dann schnippte er die Münze und kippte sie auf den Handrücken. Sehr ernst schaute er auf die fette Drei und seufzte. „Na schön, Luisa, aber dass du mir alles richtig machst.“

Luisa nickte, atmete tief durch und hörte sich die guten Ratschläge an, die er ihr mit auf den Weg gab. Dann stand sie allein auf der Weggabelung ins Niederdorf.

Es war ihr erstes Mal. Zum ersten Mal ging sie Schulden eintreiben. Sie war aufgeregt, aber immerhin war sie Exporteurin, sie war fertig mit der Expedientenschule. Sie war bereit. Und ihr Vater schien jetzt sichtlich erleichtert, dass er nicht zu den Webern nach Hause gehen musste. Ihr Vater hasste es, hasste alles, was über sein Büro hinausging. Luisa würde ihre Sache gut machen.

Aber als sie dann in der Blockstube der Familie Weber stand, schwand ihre Zuversicht. In der Realität verhielten sich die Weber nämlich anders als in den Lehrbüchern.

Der ranzige Geruch von gequirltem Gänsefett, gemischt mit dem Duft nach Minze und Salbei, schlug ihr entgegen.

Die Augengläser ihres Vaters wären in der Hitze sicher beschlagen und er hätte keine sehr pittoreske Erscheinung abgegeben, wäre er jetzt hier und müsste seine Gläser erst wischen, um den Durchblick zu bekommen. Er war aber nicht da, sondern sie. Allein. Aufgeregt in einer Weberstube, die von kleinen einsamen Öllämpchen erhellt wurde.

„Sie kommen wegen heut Morgen, ja?“ Maria Weber setzte sich, jetzt, nachdem sie Luisa eingelassen hatte, vor die Haspel. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, sicherlich nur, um sich von Angesicht zu Angesicht mit dem hohen Besuch an irgendetwas festhalten zu können.

„Ja. Wo finde ich Meister Weber?“

Schweigen.

Luisa schaute hinüber zum Webstuhl im hinteren Eck der Stube, von wo ein junger Bursche sie beäugte. Es war der Ziehjunge auf seinem Zieherpodest an der Längsseite des Webstuhls, Strippen in der Hand, Furcht im Blick. „Das Arbeiten am Zampelstuhl im Beisein Unbefugter steht unter Strafe.“ – „Des Handwerks Recht und Ordnung“, Paragraph 14, Absatz 2. Die Lehrbücher kannte sie in- und auswendig und Luisa hätte das Gesetz gern zitiert.

„Im Bett ist er.“ Das sagte der Mann in der Webbank, den Luisa nicht sehen konnte, weil zu viel Webwerk den Blick versperrte.

„Im Bett. So, so. Hm-mmh.“ Luisa versuchte den Weber auf der Webbank, verborgen von den Strippen, die aus dem Himmel des Webstuhls wie Regenfäden flossen, zu erkennen. „Des Handwerks Recht und Ordnung“, Paragraph 25, Absatz 12: „Das Webwerk darf nur von ein und demselben Weber ausgeführt werden, Zuwiderhandlung steht unter Strafe.“ Sie wurde nervös, weil hier gegen das Zunftgesetz verstoßen wurde und weil sie nicht

wusste, was sie tun sollte. Zu ihrem Vater rennen und petzen? Kalter Schweiß trat in ihre Achseln. Selbst wenn sie mit ihren beiden Eltern, ihren vier Schwestern und ihrem Verlobten zusammen in einem Raum war, hatte es nichts so Beengendes an sich wie die augenblickliche Situation.

„Ich komme nämlich, um die Damastservietten abzuholen. Sie haben Ihre Abgabe versäumt.“ Wie unsinnig, die Leute daran zu erinnern. Sie ging das ganz falsch an! Außerdem war das letzte ihrer Worte vom Krachen der Weblade und des Weberschiffchens verschluckt worden. Nein, das lief ganz falsch ab. Luisa straffte ihre Haltung und erhaschte einen flüchtigen Blick auf die sehnigen Unterarme des Mannes, der die Fäden zu den kostbaren königlichen Dresdner Servietten verarbeitete beziehungsweise längst damit hätte fertig sein sollen. „Ähm, also, die Servietten, Frau Weber. Die soll Ihr Mann heute Abend noch ins Kontor bringen. Sagen Sie ihm das, ja? – Gott befohlen.“ Luisa machte auf dem Absatz kehrt.

„Moment mal!“, rief der Mann in der Webbank.

Wie brüsk! Luisa fuhr herum. Die Stimme hatte sie erkannt. Caspar Weber! Der war doch auf der Beerdigung vom Emil Wanger gewesen. Da hätte er auch ins Kontor kommen können, um die Sachlage zu erläutern! Und überhaupt: Wie redete dieser Mensch mit ihr? Und ließ sich dazu noch nicht einmal blicken! Sie drückte demonstrativ die Türklinke herunter. Die quietschte zum Gotterbarmen.

„Warten Sie!“ Wieder so schroff! Luisa konnte den Weber nicht sehen, nur hören. Jetzt zählte er seine Anschläge, um den Faden nicht zu verlieren in einem Tuch, das längst abgebäumt und verpackt in Vaters Warenlager liegen sollte, gewebt von Meister Weber, wohlgemerkt, und nicht von dessen Sohn!

Sie schloss die Tür nicht gerade leise. Bleib ruhig!, befahl sie sich. Führe die Weber, Luisa, lass dich nicht von ihnen führen. Vaters Stimme in ihrem Ohr. „Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, Herr Weber, dass es nicht gestattet ist, in Anwesenheit eines Außenstehenden zu weben?“ Das hatte nicht streng genug geklungen! Außerdem scherte sich dieser Kerl überhaupt nicht um ihr Gebot! Er schleuderte das Weberschiffchen durch das Webfach. Was nahm der sich heraus! Sie räusperte sich und rief viel lauter: „Und darf ich Sie darauf hinweisen, Herr Weber, dass dies dort der Auftrag Ihres Vaters ist – oder vielmehr war – und nicht Ihrer!“

„Oh Gott, Caspar, hör schon auf!“, mahnte ihn Maria Weber, aber das Weberschiffchen knallte weiter gegen die Wandung des Webstuhls. Luisa beobachtete die Weblade, die krachend, nein wütend, vom Weber zurück zum Brustbaum gezerrt wurde. Wer war hier wütend? Aber wenigstens war es endlich still.

„Pause, Balthasar.“ Das sagten die Mutter und der ältere Sohn wie aus einem Munde und der Ziehjunge, Balthasar, stieg vom Podest. Luisa hörte seine Knie knacken, während er sich an ihr vorbeidrückte. Die Türklinke quietschte, die Haustür krachte, flinkes Stapfen im Schnee, das verriet, dass der Junge das Heimlichste aufsuchte.

Luisa unterbrach den stillen Moment: „Also, was ist nun mit den Servietten?“

„Mein Vater arbeitet heut nicht“, sagte der Weber überflüssigerweise, während er aus der Webbank kletterte und sich damit Zeit ließ.

Der provoziert dich! Lass dich nicht ärgern! „Und wieso nicht?“ Luisa machte einen Schritt nach links, um an den Strippen vorbeisehen und den Weber beobachten zu

können. Aber sie sah nur seine Hände. Kräftige Hände mit schmalen Fingern und sauberen Fingernägeln drehten die Spule aus dem Schiffchen und knoteten den Restfaden ab. Flinke, routinierte Bewegungen. „Wieso nicht? Was ist mit dem Meister?“ Mit Worten sparte man hier offenbar.

Diese Leute waren verbohrte und stur. Sie wollten nichts als heim. Es war spät und sie hatte Hunger. Durch die winzigen Fenster der Blockstube sah sie tiefe Schwärze, durchkreuzt vom Glitzern herabschwebender Schneeflocken. Auf den äußeren Fensterbrettern standen sogar schon die Körbchen für die Vögel. Hier konnte es wohl jemand kaum erwarten, dass zur Vogelhochzeit Ende Januar die Vögel in Scharen geflogen kamen und Zuckerzeug und Eiergebäck in die Körbchen legten, um sich für die Fütterung im Winter zu bedanken – im Winter, wenn die Weber reihenweise an der Weberkrankheit starben. Die Toten kehrten in den Körpern von Vögeln nach Hause zurück und man hatte dafür Sorge zu tragen, dass sie genug Futter bekamen. Bis jetzt lag statt Gebäck eine Handbreit Schnee in dem Körbchen.

Ein Krachen holte Luisa aus ihren Gedanken in die Weberstube zurück. Caspar Weber hatte die leere Spule des Webschützen in einen Korb geworfen und stellte sich jetzt mit dem Rücken ans Wärmeröhr in der Ofenwand.

„Hexenschuss“, fand Maria Weber endlich ihre Sprache wieder.

„Wie bitte?“

„Mein Friedrich hat's mit dem Rücken, Fräulein.“

„Oh nein, wie ärgerlich.“ Es fehlte nicht viel und Luisa hätte zornig mit dem Fuß aufgestampft.

„Pff!“ Das kam vom Weber, der ihr immer noch unhöflicherweise den Rücken zuwandte und vor dem Ofen

stand. Er schüttelte den Kopf, sodass sein unordentlicher, offenbar mit einem Restfaden zusammengebundener, dunkelblonder Zopf auf seinen Schulterblättern hin- und herschwang. Was gab es da den Kopf zu schütteln?

Luisa stemmte die Hände in die Hüften. Aber als er sich umdrehte, stockte ihr der Atem, fielen ihre Arme in die bauschende Schurwolle ihrer Pelerine. Dunkelblaue Augen, dunkelblau wie die Eisschicht des Pocheteichs, eisblau, aber nicht kalt. Augen wie tiefe Seen voller Stolz und Vorwurf starrten sie entgeistert an. Sie konnte seinem ernstesten Blick nicht standhalten. Und senkte die Lider direkt auf seine Füße. Luisa schauderte. Er hatte gar keine Schuhe an. Seine Füße mussten Eisblöcke sein!

„Und was mach ich jetzt?“

Er zuckte mit den Achseln, als sei sie einfältig. Die nachtblauen Augen dieses Mannes regten sie auf, aber sie hätte nicht sagen können warum. Als Balthasar die Stube betrat, drehte sich der Ältere wieder zum Wärmeröhr in der Ofenwand um, zog einen Topfhandschuh über und füllte aus einem Stieltopf etwas heiß Dampfendes in mehrere Keramikbecher. Der Jüngere indes war auf der Hut, Luisas weiten Rock nicht zu berühren, während er sich in der Enge an ihr vorbeiquetschte. Gerade so, als sei sie eine Aussätzige. Ein Blick der Mutter hieß dem Jungen, sich an den Stubentisch zu setzen und der magere Kerl rückte umständlich den Stuhl zurecht. Auf dem Stubentisch herrschte ein heilloses Durcheinander: kleine Ringe, längliche klöppelartige Metallzapfen und ein zerzauster Federgarden, wozu, wusste Luisa nicht.

Hier war offenbar vorerst niemand bereit, mit ihr zu sprechen. Doch die kannten Luisas Hartnäckigkeit nicht. Wie um diese zu demonstrieren, zog sie ihre Handschuhe

aus und atmete tief ein und wieder aus. Der Ältere der Webersöhne drehte sich gewandt um und balancierte zwei Becher und einen Holzsteller, während er auf sie zuschritt. Luisa blinzelte unaufhörlich, wogegen sie machtlos war. Kurzerhand drückte er ihr einen der Becher in die Hand. Sie murmelte ihren Dank und schaute eigenartig berührt auf ihren Tee. Dann sorgte er mit dem linken Unterarm für Ordnung auf dem überfüllten Stubentisch und setzte dem Jungen sein Abendbrot vor, was nach Luisas Einschätzung eigentlich Maria Webers Aufgabe hätte sein sollen. Diese Sitten bei den Häuslern!

Maria Weber zumindest fand ihre Sprache wieder: „Also, das war so, Fräulein Treuentzien. Gestern war alles noch in Ordnung mit meinem Friedrich. Hatten früh noch das Strohlumen-Bukett“, Frau Weber sprach es so aus, wie man es schrieb – Bu-kett, „für den jungen Wanger gesteckt, und da, mit einem Male ...“

„Mama, lass das!“

„Wieso denn, Caspar, das Fräulein kann ruhig wissen, was hier los war! – Und heute Morgen, Fräulein Treuentzien, ging gar nichts mehr, konnte er sich nicht mehr rühren.“

„Ja, weil er tot war.“ Luisa wurde ungläubig angestarrt. Von allen dreien. Sie schmeckte Minze, Myrrhe, Salbei.

„Nicht der Emil Wanger, Fräulein, sondern mein Friedrich.“

„Verstehe.“ Luisa räusperte sich verlegen.

„Der konnte sich nicht mehr rühren. Keinen Zollbreit, Fräulein Treuentzien. Konnte nicht mal auf die Beerdigung vom Emil.“

„Schon gut, Mama“, mischte sich Caspar Weber ein. „Das Fräulein interessiert es nicht, was mit Vater los ist, sondern was mit den Servietten los ist.“

**Zwei junge Menschen
in den Wirren eines Kreuzzuges gegen die Wenden**

Ivonne Hübner

Im Land der Sümpfe

Dryas Verlag, Taschenbuch, 528 Seiten.

ISBN 978-3-940855-21-3

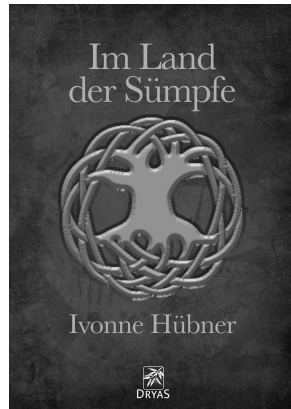
Mitte des 12. Jahrhunderts.

Fjäder, die Tochter eines Fischers vom Oberuckersee, und Erik, der Sohn des hiesigen Töpfers, wachsen gemeinsam auf und können sich ein Leben ohne den anderen nicht vorstellen.

Doch die Idylle im Land in den Sümpfen, dem nord-östlichsten Winkel des Heiligen Römischen Reichs, ist trügerisch, denn der machthungrige Markgraf Albrecht von Askanien will in einem blutigen Kreuzzug die Wenden zu Christen

bekehren. Fjäder und Erik werden auseinandergerissen und für beide beginnt eine jahrelange Irrfahrt. Wird ihre Liebe die Trennung überstehen?

Die Kultur der ehemals zwischen Elbe und Oder siedelnden Stämme wurde fast vollständig zerstört. Museen wie das „Ukranenland“ in Torgelow bemühen sich, das Leben der Slawen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Um diese Arbeit zu unterstützen, fließt für jedes verkaufte Buch eine Spende von 50 Cent an das „Ukranenland“.




DRYAS

Romantisch und zugleich hochdramatisch!

Martina Frey

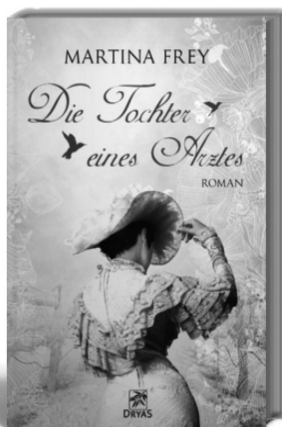
Die Tochter eines Arztes

Dryas Verlag, Taschenbuch, 400 Seiten.
ISBN 978-3-940855-42-8

Man schreibt das Revolutionsjahr 1848, als sich die wohlbehütete Arzttochter Eugenia in den Bauernsohn Daniel verliebt. Doch die gesellschaftlichen Unterschiede lassen ihre Liebe unmöglich erscheinen.

Daniels verzweifelter Versuch, seine Familie durch Wilderei vor dem Verhungern zu bewahren, führt zur Katastrophe: Er wird vor den Augen Eugenias niedergeschossen.

Eugenia wird von ihrem Vater zu Verwandten nach Wiesbaden verbannt, ohne zu wissen, ob ihr Geliebter noch lebt. Als kurz darauf die Revolution losbricht, erscheint es unmöglich für Eugenia, ihr Glück doch noch zu finden.




DRYAS

Das Märchen von Rapunzel als düster-spannender historischer Roman

Stefanie Heindorf & Kathrin Lange

Bruderliebe

Dryas Verlag, Taschenbuch, 320 Seiten.
Erschienen in der Reihe „Die grüne Fee“
ISBN 978-3-940855-37-4

*Norddeutschland, Anfang des
19. Jahrhunderts.*

Gegen den Willen ihrer Stiefmutter Henriette verlieben sich die behütete Theresia aus adligem Hause und der bürgerliche Sebastian ineinander.

Doch Theresias und Sebastians Vergangenheit verbindet ein dunkles Geheimnis. Als es ans Licht kommt, wendet sich Sebastian von Theresia ab. Keiner der beiden ahnt, dass sie Opfer einer Intrige sind. Denn nicht nur Henriette setzt alles daran, sie auseinanderzubringen ...

Ein historischer Roman um Intrigen, Zweifel und Mord.
Das Rapunzel-Märchen neu erzählt!

